



Hier drüben. Da drüben. Stutti – Ein Kiez erzählt sich selbst.

Zwischen Showbiz und Nachbarschaft.

Mein Name ist Helge Jürgens. Ich bin 63 Jahre alt. Ich wohne am Stuttgarter Platz schon zehn Jahre. Und meine Lebensverhältnisse sind so, dass ich verheiratet bin in diesem Jahr 25 Jahre mit meiner Frau Sabine. Ich arbeite schon 30 Jahre in den Medien und bin jetzt ungefähr fast 20 Jahre in Berlin. Davor war ich 17 Jahre in Köln und komme ursprünglich aus dem Ruhrgebiet, wie meine Frau Sabine übrigens auch. Aus einem kleinen Kaff, das heißt Bönen.

Und ich bin jetzt seit zehn Jahren Geschäftsführer beim Medienboard Berlin-Brandenburg und bin dort zuständig für den New-Media-Bereich. Das sind alle Förderbereiche, die mit Games zu tun haben, mit XR und VR. Virtual-Production-Themen, also neueren digitalen Ausdrucksformen und auch seriellen Formaten für TV und andere Themen. Aber ein bisschen wächst diese ganze Branche zusammen, weil die Technologien aus der Games-Branche für die Bildgestaltung heute fast in allen Bereichen auch benutzt werden.

Also 1961 bin ich geboren und wenn man sich das Ruhrgebiet in dieser Zeit vorstellt, wir hatten eine große Zeche in unserem kleinen Ort. Dann musst du dir vorstellen, dass es einfach eine sehr graue, nicht besonders saubere Arbeitergegend ist, wo dieser große Arbeitgeber, die Zeche, quasi alles bestimmt. Im Grunde genommen auch das rote Licht am Abend, wenn die Kokerei arbeitet. Die Bettwäsche war immer grau. Es ist, sage ich mal, eine Gegend gewesen, die...Nur wenn man aus dem Ort rausfuhr, dann so ein bisschen in die Landwirtschaft kam und in die ländlichen Umgebungen, wo es dann mal ein bisschen Farbe gab. Der Rest war wirklich so, wie man sich das Ruhrgebiet in den frühen Industrialisierungszeiten vorstellt. Da bin ich groß geworden. Bin zur Schule gegangen dort.

Und wenn man aus so einer Arbeiterfamilie kommt, ist es nicht so einfach, das Ghetto zu verlassen. Und ich hatte das Glück, dass ich einen Schulfreund hatte, schon seit der Grundschule. Dessen Vater war Künstler. Der war Grafiker und hat

auch schon damals so Umweltthemen in seinen Grafiken benutzt und dokumentiert und die Kunst als Vorlage benutzt für diese Sachen. Und dadurch, dass ich oft bei dem war und mit seinem etwas älteren Bruder, hatte ich einen Haushalt, der so ganz anders ist als so ein Arbeiterhaushalt. Jetzt will ich nicht sagen, also die hatten jetzt nicht viel Geld. Künstler leben ja auch oft am Rande dessen, was man ein gutes Leben bezeichnen würde. Aber er war schon ganz gut etabliert.

Es ging ja also nicht darum, einen besonders reichen Haushalt vorzufinden mit Überfluss. Es war einfach intellektuell ein anderer Haushalt und die Gespräche waren anders und die Themen waren anders. Und mit meinem Freund Ludger, der leider auch schon tot ist, wie auch sein Bruder Markus, mit denen haben wir dann unsere erste Band gegründet. Und über diese Themen mit der Musik – und mit der Musik so ein bisschen auch außerhalb des Ortes Bönen in Unna, der nächsten Kreisstadt, zu spielen, wo wir auch unsere Tanzschule hatten und unsere Schülerknaben. Wo die Gymnasien waren, auf die ich nicht gehen durfte. Da sind wir einfach aus dem Ort herausgekommen.

Und über diese Künstlerfamilie und das Aufwachsen mit diesen beiden Jungs habe ich es eigentlich so geschafft, noch so ein anderes Thema mitzunehmen. Und dann habe ich irgendwann über Umwege dann an einer Fachoberschule – so nannte sich das – auf dem zweiten Bildungsweg dann das Fachabitur gemacht und habe dann Betriebswirtschaft studiert in Dortmund und in Münster. Und dann war man eigentlich schon so von zu Hause weg. Und über diese und unterschiedliche Arbeiten, die ich dann während des Studiums gemacht habe, ist man irgendwann in die Medienbranche gekommen. Vielleicht dadurch, dass man selber Musik gemacht hat, kannte man wieder andere Leute, die Musik gemacht haben.

Und dann war ich eine Zeit lang auch Tourneemanager. Bin mit auf Tour gewesen. Und durch diese ganzen Erfahrungen konnte man sich eigentlich so das ganze Mediengeschäft ganz gut vorstellen. Und in diesem Rahmen, nachdem man sein Studium abgeschlossen hatte, hat man einfach so die Möglichkeit gesehen, vielleicht doch in den Medien zu arbeiten.

Bei irgendeiner Tournee – ich glaube, wir waren in München mit den Toten Hosen und Helga Schneider und Tom Gerhardt. Ich war mit Tom Gerhardt auf Tournee – das ist der witzige Hausmeister Krause, den vielleicht jeder kennt – da habe ich dann jemanden vom Fernsehen kennengelernt. Und damals wurde der private Rundfunk so gehyped – und viele Firmen kamen nach Köln vor allen Dingen. Und dort war RTL. Sat1 war noch nicht so groß, das war noch damals in Mainz, bevor sie dann mit Pro7 größer in München wurden. Aber RTL fing an, Programm zu machen.

Und dann hat sich Joop van den Ende und Rudi Carrell entschlossen, eine Firma in Köln zu eröffnen und zu gründen. Die hieß J. E. Entertainment. Und John de Mol mit seiner Schwester Linda die John de Mol Produkties in Köln. In Holland waren die beiden noch Konkurrenten, aber in Köln haben sie gesagt, so für den Markt. Und dann haben sie sich auch relativ schnell in Köln zusammengetan. Und so ist dann der Name Endemol entstanden. Relativ bekannter Name.

Und dann habe ich für diese Firma 15 Jahre gearbeitet und war auch zum Schluss im Management und habe eigentlich eine Menge in diesem Fernsehbereich erlebt. Aber das ist eigentlich so mein Jump neben Studium Betriebswirtschaft – auch in Münster und in Münster gewohnt – mein Jump eigentlich aus diesem Ruhrgebietsort Bönen heraus.

Nach Berlin zu gehen...Man muss immer sehen: Man sieht ja sein eigenes Leben immer ein bisschen durch diese Brille oder auch ohne Brille: wenn man in den Spiegel guckt, dann sind es ja immer noch die Augen des kleinen Jungen. Und das ist auch, glaube ich, ganz gut, dass man sich so ein bisschen so einen Blick behält und bewahrt. Und das ist für jemand, der aus einem ganz kleinen Ruhrgebietsort kommt schon ein Wahnsinnsjump nach Köln. Vielleicht war Münster schon ein Schritt. Und ich glaube, Berlin war noch mal ein Schritt mehr. Ich habe aber, während ich bei Endemol war, immer schon in Berlin gearbeitet.

Und witzigerweise habe ich auch während meiner Studienzeit für VW gearbeitet. Für so ein Vertriebszentrum in Unna. In dieser Kreisstadt neben Bönen. Und als die Mauer fiel, studierte ich noch in Münster, war aber fast fertig mit meinem Studium und habe meine Abschlussarbeit schon geschrieben. Und dann ging es darum, nachdem die Mauer fiel, natürlich auch den Osten mit Produkten aus dem Westen zu überfluten. Und dann hat man überall Leute gesucht. Auch in dem Laden, wo ich als quasi nur als Ferienjobber gearbeitet habe. Ob man nicht Lust hätte, Produktpräsentationen dann zu machen für VW. Es ging darum, zukünftige VW-Händler und Standorte in Ostdeutschland zu etablieren. Und dann ist man mit einer ganzen Flotte vom Seat Ibiza bis zum Audi r8 aus Wolfsburg in den Osten gefahren. Und ich hatte Berlin. Mit vielen anderen. Wir waren so eine Mannschaft von 20, 30 Leuten. Und dann haben wir ziemlich lange am Alex gewohnt in dem im Hochhaus und hatten alle Autos dabei, also in dem Hotel. Man konnte noch schwarz tauschen. Und das war eine unheimlich spannende Zeit. Das war vielleicht so mein erster Touch mit Berlin.

Wir haben uns dann sogar ein Auto gebraucht gekauft. Einen Ostwagen. Einen alten Moskwitsch, damit wir einfach nicht so auffielen mit diesen glänzenden Westautos. Weil wenn ich das heute im Rückspiegel betrachte, darf man sich auch politisch nicht wundern, was für einen Eindruck der Westen in Ostdeutschland hinterlassen hat. Und wir sehen immer noch, dass es immer noch tiefe Wunden gibt. Die Arroganz des Westens hat uns, glaube ich, Ostdeutschland auch nicht vergessen. Das ist ein Teil der politischen Landschaft, die wir heute auch vorfinden. Und so war das.

Und danach war ich noch mal kurz in der Computerbranche, weil ein Freund von mir dort tätig war. Aber dann bin ich relativ schnell zum Tournéemanagement. Und dann nach meinem Studium bei J.E. Entertainment angefangen.

Ich glaube, es gibt immer so Zyklen. Ich habe meine Frau da kennengelernt, wie ich vorhin sagte. Wenn man die Zeit zurückrechnet... Also wir kennen uns schon fast 30 Jahre. Unser Sohn ist jetzt 33 und ich habe ihn mit zweieinhalb übernommen und hatte dann auf einmal eine Familie. Und der lebt auch hier in Berlin und arbeitet bei Universal Music. Und in dieser ganzen Geschichte, glaube ich, war einfach Köln irgendwann auserzählt. Man muss auch sagen, dass die Entwicklung des privaten Rundfunks und die Investitionen – vielleicht kannst du dich noch an den Crash der New Economy erinnern? 2000. Viel virtuelles Kapital im Markt und das brach dann auch relativ schnell zusammen. Und genau kurz davor wurde der ganze Endemol Konzern, der mittlerweile weltweit tätig war, an Telefonica verkauft.

Die Idee war damals vielleicht ganz gut. Man muss sich vorstellen, Telefonica-Konzern, vor allen Dingen in Lateinamerika und Spanien, also alle in Spanisch sprechenden Ländern, sehr groß, wirklich ein dominanter Riese. Also schon vergleichbar mit den amerikanischen Tech-Riesen. Zumindest mit der Telekom vergleichbar. Und die dachten halt: „Okay, wir haben den Endkunden und wir kaufen Content-Firmen.“ Und dann schießen wir quasi durch unsere Möglichkeiten zum Endkunden die Kanäle. Dann deliveren wir content. Das war aber vor dem Knick der New Economy. Also war, glaube ich... 6 Milliarden haben sie für den ganzen Konzern Endemol bezahlt und mussten dann, glaube ich, schon davon mehr als die Hälfte nach einem Jahr abschreiben, weil die Werthaltigkeit nicht so groß war. Durch den Crash, der auch die Werbezeiten und die Bewertung all dieser Firmen und Inhalte natürlich in den Keller gehen lässt. Musst dir einfach vorstellen, dass man dann für eine Sendung, die wir gemacht haben, wie Wer wird Millionär? – die es heute noch gibt, deswegen erwähne ich das mal – dass man eigentlich nur noch die Hälfte an Geld von dem Sender bekommen hat, um das zu produzieren. So sind die Werbeeinnahmen pro Minute bei dem Sender zurückgegangen, also

konnte er sich das nicht mehr leisten.

Dann wirst du halt als Produzent gefragt: „Willst du das weitermachen?“ Dann aber nur noch für die Hälfte des Produktionsbudgets von vorher. Aber man hat, glaube ich, ganz gut daran verdient. Das war zu schaffen, aber man musste ja erst mal Prozesse und Systeme ändern. Das bedeutet immer, in Wachstumsmärkten stellst du immer Leute ein und kümmerst dich nicht so sehr darum, Unternehmen zu strukturieren und so aufzustellen, dass man vielleicht mit weniger Menschen in guten Prozessen und Systemen die gleiche Umsatzmenge steuern kann. Und das war dann so ein Zeitpunkt, wo man viele Leute entlassen musste: die erste Großrestrukturierung nach diesem Push des privaten Rundfunks. Und das war eine schwierige Arbeit. Das habe ich dann noch alles gemacht und dann war aber irgendwie meine Geschichte erzählt.

Dann gab es einen Headhunter – und wir hatten immer schon mal auch in Berlin gearbeitet. Ich hatte, bzw. wir haben ja auch ein paar Produktionen gemacht und dann bin ich als Geschäftsführer bei der Berliner Union-Film angefangen. Und dann war dann die nächste Restrukturierung direkt angesagt. Ein Studobetrieb in Tempelhof, der wirklich sehr ZDF-dominiert war, was die Produktion betraf, den einfach in die Moderne zu bringen. Es war sehr schwer.

Dort sind viele Sachen produziert worden, die das ZDF gemacht hat. Weil die ihr Hauptstadtstudio dort hatten, bevor sie Unter den Linden ein neues eröffnet haben. Der Grund, nach Berlin zu gehen, war dann über einen Headhunter. Da ist man gefragt worden, ob man diese Geschäftsführung übernimmt und weil man eben vielleicht diese Restrukturierungsthemen bei Endemol schon sehr erfolgreich durchgeführt hat. Da gab es dann diesen Studiobetrieb in Tempelhof, die Berliner Union-Film Studios. Ja, und das habe ich dann auch sechs Jahre ungefähr gemacht.

Und zu der Zeit bin ich dann auch, glaube ich, zweimal umgezogen. Erst habe ich in der Jena Straße gewohnt. War ziemlich lange Nachbar von Otto Sander. Und dann habe ich in der Möckernstraße gewohnt, direkt am Park. Das hatte immer was damit zu tun, dass wir zu der Zeit noch einen Labrador hatten. Also musste man immer eine Parknähe haben, um mit dem Hund gut um die Häuser zu ziehen. Das war auch ein Mitbringsel aus der Kölner Zeit. Und so ist man dann in Berlin und in der Szene, in der Medienszene, eigentlich so richtig angekommen. Und ich habe ja ein bisschen die Seite gewechselt. Also von Produzent bin ich auf die Dienstleisterseite gewechselt. Also wenn du Studiochef bist und ein Rental hast für Kameras und für Licht und hast Dekorationsbau, bist du quasi der, den du vorher als Produzent beauftragt hast, deine Produktion umzusetzen.

Also das war, glaube ich, ganz gut, das mal von der anderen Seite zu sehen. Und ich habe dann auch mich sehr stark im Verband der Technischen Dienstleister engagiert. Weil das ein bisschen automatisch war. Wenn man BUFA-Chef war, war man auch im Verband. Da wurde man gar nicht groß gefragt, ob Vorstand. Das Verbandsbüro war damals auch auf dem Gelände. Und dann haben wir auch die Tarifverträge für alle großen Studios in Deutschland, war ich auch dabei, das mitzuverhandeln in der Spitzenkommission. Also für die Bavaria-Studios, für Studio Hamburg und so weiter. Und das war auch eine spannende Zeit. Da ist man, glaube ich, erst mal so ein bisschen mit der Politik und den Themen mehr in Kontakt kommen. Früher war man eher in der Branche unterwegs und wenn es einem Studiostandort nicht gut geht, du musst restrukturieren, dann hat das natürlich auch immer was mit Presse, mit allgemeiner Information zu tun. „Insolvenz droht den Berliner Union-Filmstudios und Ähnliches“. Du musst immer mit solchen Themen überlegen und wie macht man das und wie kommuniziert man so was alles, um so einen Laden zu restrukturieren.

Und das haben wir dann ganz erfolgreich gemacht. Becker & Kries gehörten die Studios. Die haben das dann verkauft. Und danach bin ich dann zu ARRI gegangen, die ich wieder über den Verband kennengelernt habe. ARRI Film und TV. Bei der bekannten Arri Kamera und Arri Licht, kennt man weltweit.

Das sind so die führenden Filmtechnik-Equipment-Hersteller in München. Hatten aber überall in den großen Städten, wo Film gemacht wird, in Hamburg, in Köln, natürlich auch in Berlin, neben München, eine Dépendance. Und ich war dann ein bisschen dafür zuständig, auch diesen Laden – es war da die nächste Restrukturierungsaufgabe – zu restrukturieren. Da ging es vor allen Dingen darum, den ganzen Postproduktionsbetrieb umzustellen. Die ganzen Kopierwerke abzuwickeln.

Weil das war die Zeit, wo eigentlich kein Film mehr gebraucht wurde. Die Kameras waren schon lange digital. Das war auch ein Erfolg, unter anderem von Arri mit einer Strecke Arri Alexa. Also es gab schon von denen keine Filmkameras mehr, sondern fast nur noch digitale Kameras. Und dann brauchtest du irgendwann keine Kopierwerke mehr. Das heißt, der Prozess schon vorher, als es noch Filmkameras waren, war in der Postproduktion eh schon digital. Man hat also zwar noch auf Film gedreht, dann das Filmmaterial digitalisiert, dann alles digital bearbeitet und dann zum Schluss aber wieder auf Film zurückgespielt, also wieder zurückbelichtet. Damit man eben in Kinos und auch als Träger, als Kopie, von der man immer wieder was nehmen konnte, das auf Film bearbeitet hat. Und am Schluss, durch die Digitalisierung bei den Kameras, war es dann so, dass du natürlich ähnlich wie in aller Technologie heute, mit der wir arbeiten, eigentlich alles auf Fest-

platten, auf Karten aufzeichnest.

Und dann brauchtest du eigentlich das Kopierwerk nicht mehr. Das hat noch eine Zeit lang funktioniert, weil man Positivkopien gemacht hat. Positivkopien sind quasi die Kopien, die in der Filmherstellung die Kinos bekommen. Das heißt also, wir machen von James Bond 400 Kopien in Deutschland und 400 Kinos kriegen am gleichen Tag die Filmrollen und können am gleichen Tag die Premiere von James Bond verbringen. Dann gab es aber mit staatlicher Unterstützung den digitalen Rollout der Kinos und damit haben die Kinos auch alle auf Server und digitale Projektoren umgestellt. Und dann war die letzte Quelle der Kopierwerke quasi versiegt. Du brauchtest keine Kopierwerke. Also Das war meine Arbeit dann bei ARRI, so drei Jahre. Mittlerweile hieß es dann ARRI Media und dann ist es mittlerweile von jemand anders aufgekauft worden. Das heißt das PHAROS. Hat also ARRI gar nicht mehr im Namen und hat auch nichts mehr mit ARRI zu tun. Also ARRI produziert nur noch Licht und Kameras, aber sie haben keine eigenen Dienstleistungen. Dazu gehört aber auch Weltvertrieb und Co-Produktionen und so. Das gehört alles in diesen Aufgabenbereich.

Und nach diesen ganzen Restrukturierungssachen hatte ich ein bisschen die Nase voll. Und dann gab es so ein paar Leute in Berlin, die sagten: „Mensch, da wird doch jetzt eine Geschäftsführung frei bei dem Berliner. Bei Medienboard, bei BerlinBrandenburg. Willst du das nicht machen?“

Und ich so: „Ich weiß nicht, ob das was für mich ist“. Und dann musste ich da nachschauen und dann musste man sich so richtig offiziell bewerben. Das ist so richtig eine offizielle Ausschreibung in der Findungskommission. Und dann sitzt in dieser Findungskommission auch der Chef der Senatskanzlei und der Staatssekretär für Wirtschaft aus Brandenburg. Da bist du dann so richtig in der Politik. Weil das Medienboard sein Geld für seine Förderung aus den Ländermitteln bekommt. Also hast du immer mit der Politik zu tun. Ja, und dann habe ich mich da beworben und habe dann ... Warum weiß ich auch nicht, aber wahrscheinlich weil ich der Beste war, nehme ich an, sonst hätten sie sich nicht für mich entschieden. Und dann habe ich diesen Job übernommen und das mache ich jetzt seit zehn Jahren.

Also ich glaube, ich bin sehr diszipliniert. Aber besonders strukturiert ist man eigentlich nicht, wenn man den ganzen Tag mit dem ganzen administrativen Apparat – Ich mache es ja nicht alleine. Wir haben 55 Mitarbeiter, Referenten, Referentinnen, Assistenten und natürlich noch auch eine Verwaltung, kaufmännische Leitung, Legal-Abteilungen und so weiter...Man muss den ganzen Tag, was den Job betrifft, strukturiert sein, weil es einfach ein großer schedule ist. Hast du gesehen, war gar nicht so einfach ein Termin mit uns beiden, hier zu bekommen.

Aber dann ist man, glaube ich, privat ab und zu auch froh, wenn man nichts vorhat. Das ist eigentlich der größte Luxus. Und wenn man nichts vorhat, ist man in dem Moment eigentlich nicht strukturiert. Weil „nichts vor“ heißt auch, man hat gar keinen Plan und lässt eigentlich alles auf sich zukommen. Da muss man dann eher spontan sein oder sagen: „Ach, das ist doch vielleicht eine gute Idee oder da fliegt mir was zu“, oder man kriegt einen Anstoß von außen, etwas zu tun.

Der Umzug an den Stutti kam ungefähr mit der Zeit des Medienboards. Also ungefähr auch vor zehn Jahren. Das weiß ich auch, weil Regis eigentlich jetzt zehn Jahre seinen Laden hat. Und ich kannte am Stutti viele Leute aus meiner Branche, Schauspieler und andere. Weil wir damals, als wir 2006 in diesem märchenhaften Sommer nach Berlin zogen und meine Frau wollte nicht so gerne nach Berlin und wir da in der Jena-Straße wohnten. Da waren wir auch durch Medienbeziehungen immer in Filou. Das gibt es heute nicht mehr. In der Bleibtreustraße. Und da haben wir die ganze Fußball-WM geguckt. Und die beiden Brüder, die damals diesen Laden betrieben, das Filou, die wiederum kannten ganz viele Leute, die hier wohnten. Guntbert Warns zum Beispiel, Schauspieler und Regisseur und Intendant vom Renaissance Theater, der auch zu meinen Freunden gehört, der am Stutti an der Ecke an der Windscheidstraße wohnt. Ingo Naujoks, der da lange gewohnt hat und Schauspieler. Die Leute waren einfach irgendwie immer da zum Fußball gucken gemeinsam und die haben immer gesagt: „Hey, du musst zum Stutti kommen!“.

Und als mein Sohn sein Abitur gemacht hat – er ist wieder zurück nach Godesberg aufs Internat gegangen für die Zehnte, Elfte, Zwölfte, Dreizehnte. Die Zehnte hat auch hier gemacht. Also Elfte, Zwölfte und Dreizehnte hat er wieder im Aloisiuskolleg in Bonn-Bad Godesberg gemacht, weil er dachte: Komm, mache ich ein top Abitur. Ich brauche ein bisschen Pressure. Hat aber alle Freunde zwei Jahre hier kennengelernt, als wir nach Berlin gingen 2006. Dann brauchten wir einfach auch nicht mehr so eine große Wohnung.

Also haben wir uns eine kleine Wohnung gesucht. Und die am Stutti, die war frei und dann sind wir in diese Wohnung gezogen. Und man merkte auch, je älter man wird, je weniger Platz brauchst du. Also die erste Wohnung an der Jenaer Straße war jenseits von 200 Quadratmetern. Wenn man aber aus Köln kam, wo es solche Wohnungen gar nicht gibt, war das natürlich auch ein Asset für die Familie. Mensch, in Berlin haben wir eine tolle große Wohnung. Wir hatten aber wirklich viel zu wenig Möbel für so eine Wohnung, das weiß ich noch. Und dann musste man irgendwann jetzt natürlich wieder reduzieren. Und wenn man mal ganz ehrlich ist, kommt man auch mit 90 Quadratmeter bestens aus. Alles andere ist eigentlich total übertrieben. Gehört aber auch zu der Geschichte der Wohnungsmarktproblematik, die wir haben. Viele wohnen in großen Wohnungen,

die noch mit günstigen Mietverträgen versehen sind und die würden vielleicht auch in meiner Lage, wenn man nur noch zu zweit ist oder viele sind vielleicht auch sogar alleine, woanders hinziehen. Aber es gibt keine kleinen Wohnungen zu günstigen Preisen. Und Familien mit Kindern, die vielleicht eine größere Wohnung brauchten, kriegen keine. Also dieses Problem haben wir, glaube ich, in allen Großstädten. In Berlin aber auch sehr stark und auch in unserem Viertel.

Mein erster Eindruck ... Also ich war schon mal da vorher und wusste so ein bisschen um den Stutti und ein bisschen auch um die Geschichte. Mein erster Eindruck war eigentlich, man ist ein bisschen mitten in der Stadt, man hat eine super S-Bahnanbindung. Mein Büro ist traditionell am Studio Babelsberg. Man ist also auch eigentlich halbwegs schnell in Potsdam, in Babelsberg. Momentan natürlich nicht. Durch das Chaos, was der Streik und auf der anderen Seite aber auch die Verkehrsbehinderung, Brückensperrung, das, was wir in den letzten paar Tagen erlebt haben. Das war nicht so lustig, dahin zu kommen, egal welches Verkehrsmittel man benutzt hat. Da war der Stutti eigentlich strategisch gut. Und ich muss sagen, dadurch, dass ich hier die Leute kannte, hatte ich auch direkt eigentlich so ein bisschen so nach Hause kommen Gefühl.

Mein Hund war mittlerweile gestorben. Ich brauchte also keinen Park mehr, obwohl der Lietzensee ja nicht weit ist. Um den ich sehr gerne regelmäßig morgens joggen gehe, um den See. Aber das passte irgendwie und ich kannte eben diese Leute aus 2006 schon alle und hatte diese Freundschaften nach der WM auch gepflegt und dann war es so ein bisschen wie nach Hause kommen. Ich glaube, das war das erste Mal, dass ich in Berlin in einen Kiez gezogen bin, der so ein bisschen, wenn ich an Köln denke, da habe ich lange in der Südstadt gewohnt, der auch einen Schutz bietet. Wenn man in einer großen Stadt lebt, in der man in einem Kiez wohnt – in Köln sagt immer ‚Veedel‘, hier ist es Kiez – der einem die Welt bewusst ein bisschen kleiner macht. Und in diesem kleinen Biotop kommt man einfach gut zurecht und fühlt sich so zu Hause. Das ist psychologisch völlig normal. Die Menschen machen sich immer die Welt kleiner, weil sie die Unendlichkeit und die Größe nicht ertragen können. Das hat was mit den Angstthemen zu tun, die uns immer beschäftigen.

Das Sommermärchen war ja 2006. Da habe ich noch in der Jenaer Straße gewohnt. Das war ja meine erste Wohnung und danach Möckernstraße. Das heißt, das Sommermärchen hat mich nach Berlin gebracht, aber das Sommermärchen hat mich noch nicht an den Stutti gebracht. Aber die Umleitungsschilder zum Stutti, die waren vielleicht durch das Sommermärchen schon ein bisschen gelegt oder gestellt.

Ich glaube, als ich hier ankam...Ich muss vielleicht noch eine Anekdote erzählen, die ist auch erzählenswert: Als ich in Kreuzberg an der Möckernstraße gewohnt habe, ist man natürlich versucht, immer sich ein Viertel zu erschließen. Und es gab zwei Läden, die – wenn man in den Medien arbeitet und aus dem Ruhrgebiet kommt, hat man zur Gastronomie eine gewisse Beziehung. Damit wird man quasi schon mit seinen Großeltern und Eltern groß. Also traditionell in eine Kneipe zu gehen oder in eine Gastronomie gar nicht mal unbedingt zum Essen, sondern eher zum Trinken und zur Geselligkeit. Ruhrgebiet, Kegelclub und solche Themen muss ich jetzt hier nicht erwähnen. Das hatte also eine Tradition. So ganz kann man ja das Ghetto nicht verlassen. Also versucht man, und das habe ich auch in anderen Städten, wo ich studiert habe und so weiter immer gemacht, man sucht sich einfach einen Stammladen.

Weil du kannst nicht so eine Stadt erobern, ohne einen Punkt zu haben, von wo es losgeht. Das war vielleicht das Filou 26. Mit dem Hinweis schon vielleicht: Zieh doch an den Stutt. Und in Kreuzberg war es sicherlich das York-Schlösschen. Wo ich heute noch gerne hingehe. Wo tolle Bands spielen und wo man wirklich eine tolle Mischung zwischen altem und jungem Publikum hat und wirklich eine tolle Veranstaltungsvenue hat. Es gibt eben nicht mehr so viele Clubs, wo Live-Bands spielen. Und das hat natürlich auch mit meiner Musikzeit zu tun. Man fühlt sich da einfach zu Hause und geerdet. Und denkt so wie das war, als du früher mit deiner Band in irgendwelchen kleinen Clubs oder Jugendzentren gespielt hast.

Und das andere war die Galander Bar in der Großbeerenstraße. Und irgendwann sagte Dominik Galander zu mir: „Der Thomas, der ja ab und zu mal kommt. Dem gehört er das Haus am Stuttgarter Platz. Da ist das Haus mit den ganzen Antennen oben. Und da gibt es zwei Table Dance Bars und eine macht jetzt dicht. Und er hat mich gefragt, ob wir da nicht was reinholen sollen. Eine Bar. Weil er hatte eigentlich keine Lust, jedes Mal für einen Drink bis nach Kreuzberg zu kommen“. Und da war ich gerade zwischen zwei Jobs, hatte also das mit der Berlin Union-Film beendet. Wir waren noch nicht bei ARRI und habe dann gesagt: „Ja, wenn du Lust hast, können wir mal gucken. Kann ich dir ein bisschen helfen oder wir machen das vielleicht zusammen“. Und dann haben wir diese Bar zusammen konzipiert. Das hat mir sehr viel Spaß gemacht und ich konnte dann Seenbildner und Architekt aus meiner Studiozeit bei der Puffer, auch die Bühnenhandwerker, die ich kannte, gewinnen. Und dann haben wir diese Galanda Bar zusammen gestylt und ausgebaut. Dann kriege ich aber den Job bei ARRI. Also aus dem gemeinsam Betreiben wurde nichts. Aber dann war glaube ich...Die Galander Bar war so etwas, was man hier am Stutt, wo man selber was mit gesteuert hatte und aufgebaut hatte. Da wohnte ich aber noch nicht hier. Und witzigerweise hat sich's dann als ich auch bei ARRI dann wieder aufhörte, also ein paar Jahre später, hat es sich dann ergeben, dass ich selber hingezogen bin. Quasi ganz nah an diese Bar, die

man mal aufgebaut hat.

So ein bisschen so, als wenn man sich so eine Art Nest gebaut hätte. Und gehe da zwar heute nicht mehr so oft hin, weil so oft Barkeeperwechsel war und vielleicht die Freunde, die ich da alle kennenlernte, dort auch nicht mehr hingehen. Das hat sich so ein bisschen verlagert. Aber das war – weil du nach so einem Erlebnis gefragt hast – war das so ein erster Anker und natürlich das Lamazere. Ein Anker, weil die Wohnung kannte ich schon da oben drüber, weil ich kannte den damaligen Hausbesitzer und hatte mir die mal angeguckt. Und als sie dann frei wurde, fand ich es einfach toll, über einem französischen Restaurant zu wohnen. Das fand auch meine Frau toll und da sind wir natürlich mit Régis befreundet. Da kannst du abends durch die Küche nach oben gehen. Wenn du mal ein Baguette brauchst oder eine Flasche Wein, du hast immer alles da. Und ich würde mal sagen, das und vielleicht noch Ricardo mit dem Focaccino, den ich auch schon lange kenne, der eigentlich der Bruder war von dem ehemaligen Besitzer, der Salumeria auf der Ecke. Aber der Bruder hat das verkauft. Da hatte man so gastronomisch dann hier auch den Bezug, den ich gerade über Kreuzberg erzählt habe.

Aber durch Dominik Galander und die Galander Bar hatte man so einen Anker auf der Stutt genannt. Und deswegen ist das, glaube ich, so ein bisschen nach Hause kommen gewesen, als ich diese Wohnung da genommen habe am Stuttgarter Platz. Man war mit den Leuten, die ich schon aus 2006 kannte, die da alle wohnten, die sich gefreut haben und alle zur Einweihungsparty gekommen sind. Mit den Bars und Restaurants, die man schon kannte. Das war einfach ein tolles neues Sommermärchen, ohne dass das vielleicht an 2006 so rangekommen wäre.

Ich glaube, das Hanky Panky. Ich bin mir nicht ganz sicher, aber nebenan war noch ziemlich lange eine Table Dance Bar. Da saß noch ziemlich lange ein Türsteher draußen und dann wurde da mal eine zweite Bar gemacht. Jetzt ist schon etwas länger ein Friseursalon da drin. Zwei Bars nebeneinander eigentlich logistisch nicht so verkehrt gedacht, aber sie waren so unterschiedlich, das hat eigentlich nicht so richtig funktioniert. Aber das waren tolle Zeiten, sage ich mal, vor zehn Jahren. So ein Umbruch von dem, dass hier ein Drogenumschlagplatz war, ein großer. Wenn man sieht, wie der Stuttgarter Platz früher aussah. Ich weiß noch, wie der Helikopter von der Rettung hier immer gelandet ist. Als das noch nicht so schön quasi gartenbau architektonisch hergestellt war, wie es jetzt aussieht. Und mit dem hellen Licht, das hat man ja auch gemacht, damit man das hier nicht so als eine dunkle Ecke, als Bahnhofsvorplatz hat.

Und irgendwie war die Subkultur nahe dran. Wenn wir noch an den Hecht denken, den es jetzt noch gibt, an in die ganze Ecke. Das waren einfach hier die englischen

Besatzungssoldaten. Für die war das hier mit das Hauptamüsierviertel. Deswegen hat sich das gelohnt in der Straße zwei so Table Dance Bars zu betreiben. War auch ziemlich spooky, als wir das erste Mal in dem Laden waren, als der Table Dance da raus war. Unter dem Stangentanz gab es auf Knopfdruck vorne an der Bar so eine ... Da ging so eine Klappe hoch, gab es so eine riesengroße orangefarbene Whirlpool-Wanne. Das war wirklich komisch und alles war abgehängt, alles schwarz in dem Raum. Es roch auch nicht gut. Wir haben dann auch, wie hier in eurem Museum, die Decke freigelegt und dann gab es auch einen Stuck und dann war es nicht so schwer, die Bar auf so einen 20er-Jahre-Style zu trimmen. Und da kam, glaube ich, vielleicht so der erste Roman von Kutscher raus, aber Babylon Berlin war noch nicht gedreht. Also die Idee, daraus eine Serie zu machen, kam später. Aber eigentlich passte der Style zu so einem Rückblick in das Berlin der 20er. Und so ist die Bar auch konzipiert gewesen.

Ich habe mich da nicht drum gekümmert. Erst als ich hierher zog, als wir die Bar umgebaut haben, der Hausbesitzer ein paar Geschichten erzählt hat, dann war mir das auch klar mit Kommune Nummer eins und all diesen anderen Themen, die hier eine Rolle gespielt haben. Dann hat man den Stuttli noch mal in so einem bisschen anderen Licht gesehen. Und ich fand es ja auch immer sehr irre, dass es eigentlich, wenn du den Stuttgarter Platz – was auch lustig ist, dass eine Straße ist, die Platz heißt – wenn du den zu Ende gehst, kommst du zur Windscheid Straße und dahinter fängt die Leonhardtstraße an. Da ist wirklich wie so, als wenn man in so einer anderen Welt wäre. Der Szenenbildner hätte da eine ganz andere Welt gebaut. Auf einmal das gutbürgerliche, großbürgerliche Charlottenburg mit Pflastersteinen und so. Also kompletter, totaler Gegensatz. Also das war wirklich eine Grenze.

Ja, die Veränderung hier. Ich weiß nicht, ob sie ... Also wenn man sie werten will, würde man natürlich sagen... So jemand mit meiner Biografie, wie ich das auch aus dem Ruhrgebiet erzählte, der ist eigentlich gewohnt, sage ich mal, so eine etwas morbidiere Wohngegend doch spannend zu finden, weil eben mit einer Mischung aus Subkultur und vielleicht auch Hochkultur, einfach an diesem Reibungspunkt, dass es einfach spannende Ergebnisse gibt.

Das ist als immer so. Es sind halt die Geschichten, die jenseits vom spießigen Bürgertum eigentlich die Spannung ausmachen oder das Gewürz in der Suppe des Lebens ausmachen. Und deswegen, glaube ich, ist all das, was wir so Gentrifizierung nennen – höhere Mietpreise, Renovierung, Verkauf von Häusern, neue Eigentümer, Generationswechsel. Das sieht man ja auch so ein bisschen hinten an den ganzen Cafés und am Stuttgarter Platz. Waren ja auch in der Pandemie alles so ein bisschen unter Pressure natürlich. Können wir danach wieder aufmachen?

Ein paar Läden haben auch eine Zeit gebraucht, bis sie überhaupt wieder aufgemacht haben. Also man merkt schon, dass es sich verändert. Ich würde aber nicht immer sagen, zum Besten. Ich meine, wir haben ja solche tollen Beispiele wie der Prenzlauer Berg, auch wenn es sehr stereotyp erzählt ist, aber wir brauchen nicht solche Umstände, dass, denke ich mal, Leute mit Geld so einen Stadtbezirk fluten und dann können sich andere Leute das gar nicht mehr leisten, hier zu wohnen. Und keiner will mehr einen Club haben oder irgendetwas, was vielleicht so ein Stadtleben auch ausmacht. Es fängt schon damit an, dass man sagt, ab 10 Uhr dürfen wir draußen keine Getränke mehr ausgeben oder auch kein Essen mehr.

Also ab 10 Uhr darf man draußen am Stuttgarter Platz nichts machen. Wenn es zu laut ist, kommt das Ordnungsamt oder die Polizei. Und Régis darf auch nicht einen einzigen Tisch ein bisschen nach rechts vor dieses große, von außen sehr schöne eine Eigentums Haus stellen. Hat er sogar mal eine Markise angebracht in der Zeit, als bei uns das Dach ausgebaut wurde, einfach um bisschen Platz zu haben. Er darf jetzt keinen Tisch mehr hinstellen. Und du siehst, dass so diese Grenzen der Leute, die vielleicht das Geld haben, sich solche Eigentumswohnungen zu leisten – das ist übrigens in Kreuzberg, was ich erzählte vom York Schlösschen und mit den Bands. Die haben auch viel Ärger. Die müssen jetzt auch immer. Um 11 Uhr, dürfen keine Auftritte mehr haben. Ich glaube, beides geht nicht. Man will in so einer urbanen Situation einer Großstadt leben und will auch am kulturellen Leben teilnehmen, auch natürlich am Gastronomischen, will aber selber die Ruhe haben, die man vielleicht hat, wenn man in Kleinmachnow sich ein Häuschen kauft. Daher muss ich echt sagen, habe ich wenig Verständnis. Also da muss man sich entscheiden, ob man in der Stadt wohnt – dann ist es eben laut – oder ob man in einen Grüngürtel zieht, wo es eben leise ist. Dafür kann man aber auch nicht einfach durch die Küche seines Lieblingsrestaurants gehen und von seinem Balkon das „Reserviert“ Schild quasi auf den Tisch stellen.

In unserem Im Haus wohnen eigentlich nur Leute zur Miete. Und das Haus ist vor drei Jahren verkauft worden. Ein anderer Hausbesitzer, der auch schon mehrere Häuser hat. Der hat auch das Dach dann ausgebaut. Ich glaube, da wohnt aber keiner in diesem ausgebauten Dach. Oder er vielleicht selber. Ich weiß nur, dass unten der Friseursalon, der neben Régis war – zu dem wir auch eine tolle Beziehung hatten, zu Angela. Dass die wegen einer Mieterhöhung sich das auch nicht mehr leisten konnten. Jetzt ist so ein Massageladen unten drin. Okay, braucht man vielleicht auch mal, aber ob das jetzt so eine gewinnbringende Bereicherung ist... Ich hätte es, glaube ich lieber gesehen, wenn der Régis dort vielleicht einen kleinen französischen Tappasladen oder so reingemacht hätte. Durfte er aber nicht. Man merkt einfach, dass das Leben miteinander, was eigentlich ganz schön ist am Stutti, dass das natürlich so ein bisschen unter solchen Themen leidet.

Als Nachbarn haben wir eine junge WG, das finde ich ganz schön. Die aber wahrscheinlich insgesamt mehr Miete zahlen als die Familie, die ich auch gut kannte, die vorher wohnte, weil man dann halt jedem für ein Zimmer so viel abnimmt, dass man am Ende doch auf eine relativ große Mietsumme kommt. Und mit denen ist aber auch lustig, weil es einfach eine junge Generation ist und es ist eine schöne Nachbarschaft. Aber insgesamt habe ich so das Gefühl, dass doch mehr und mehr Leute, besonders in dem Haus nebenan, aber kenne ich die Besitzer nicht. Also das sind alles unterschiedliche Besitzer. Das sind nur Eigentumswohnungen. Das ist so eine Eigentümergemeinschaft. Die sind schon teilweise auch gar nicht hier oder von denen kriegt man nichts mit, außer dass sie gegen alles sind, wenn ich mal an solche Tische und Stühle auf der Straße denke. Und ich würde mir eigentlich wünschen, dass die Leute in so einem Viertel ein bisschen lässiger damit umgehen und vielleicht auf das Ordnungsamt lassen. Einfach ein bisschen mehr Leben in so ein Viertel zu bringen. Weil wenn man im Süden ist – ich bin auf den Südfrankreich, aber das ist glaube ich, egal, man kann auch nach Portugal gehen, man kann nach Griechenland gehen oder wo auch immer. Also überall da, wo auch Leben auf der Straße stattfindet, gerade in den Sommermonaten, wo ich finde, ist Berlin wirklich eine schöne Stadt mit viel Wasser und viel Grün. Da fehlt mir so ein bisschen dieses Stadtleben, was immer ein bisschen mehr zurückgeht. Das ist schon hier sehr geordnet worden und da fehlt mir so ein bisschen der Spirit, den es früher hatte und auch das Lachen nach 11 Uhr.

Also es gibt eigentlich ganz schöne Erfahrungen aus der Pandemie. Es gibt vielleicht nicht viele schöne Erfahrungen aus der Pandemie, aber die Pandemie hat ja auch die Menschen etwas mehr zusammengebracht. Es gibt natürlich auch Geschichten, wo Menschen isoliert waren. Aber ich würde mal sagen, man konnte sich aufgrund der Gefahren, die davon ausgingen – musste man sich ja darauf konzentrieren, dass man nur mit wenigen Leuten zu tun hat. Mit denen hat man sich auch getroffen, hat sich natürlich getestet. Und was wir gemacht haben, wir haben gegenüber vom Lamazère – da gibt es diese Treppe und dieses alte Bahn Gebäude. Und dann haben wir den Begriff des Cornerns, der eigentlich aus Amerika kommt, wo an der Ecke quasi die Gangs darauf achten, dass die andere Gang nicht in ihren Viertel Drogen verkauft. Das nannte man cornern. Dann hat man da herumgestanden. Die jungen Leute haben das irgendwann übernommen. Da haben wir, sage ich mal, für unsere Generation das auch übernommen. Régis hatte Hausverkauf, das durften ja die Gastronomen. Ja, und dann haben wir diese Treppe bevölkert, um überhaupt die Nachbarschaft, auch die, die so kommen wollten, zu sehen.

Und das machen wir heute noch ab und zu, wenn das Wetter schön ist. Die Sonne

steht da ab Mai ziemlich gut noch am späten Nachmittag, 18 Uhr so auf der Treppe. Und ab und zu treffen wir uns heute dann noch spontan. Jeder bringt ein Getränk mit und dann sitzen wir da so eine Stunde oder zwei und denken, wie das in der Pandemie war. Das Ordnungsamt hat uns dann ab und zu mal da verscheucht zu der Zeit, als man sich so gar nicht versammeln durfte. Irgendwann hatte einer auch Musik gemacht und eine Gitarre mitgebracht. Oder ich habe aus meinem Auto irgendwie ein bisschen Musik gemacht. Also der Spaßentzug in der Pandemie war ja schon sehr gravierend. Also man versucht, das Beste draus zu machen. Und diese Art von Nachbarschaft und dann vielleicht diese Treppe, das Cornern, wie wir das nannten dort...Ich glaube, das ist die positive Erinnerung an die Pandemie, die alle, die immer alle dabei waren, haben. Das war so der Treffpunkt. Nach der Separierung gab es dort einfach wieder einen Austausch. Und Austausch hat ja auch immer was mit gutem Gefühl zu tun und mit Empathie und Zuhören, wie die Sorgen der anderen sind oder was machst du denn gerade und bist du schon geimpft oder bist du nicht oder warst du, hat es dich erwischt oder Ich habe dich eine Weile nicht gesehen. Man hat sich wieder für einander interessiert. Und darum tun, solche Erlebnisse auch ganz gut.

Und ich glaube, darauf kannst du dann auch rekurren, dass wenn diese gewisse Gestaltungsmöglichkeit im Sommer auch draußen in so einer Stadt was zu unternehmen – was natürlich dann laut ist. Kinder sind natürlich auch mal später laut, wenn sie noch draußen sind, was ich total im Sommer okay finde. Dann kann man nicht sagen: „Ich muss morgen schlafen und seid mal bitte ruhig da unten oder ich rufe die Polizei.“ Das sind so Sachen, wo ich so sage: Dann dürft ihr nicht in der Stadt wohnen. Dann müsst ihr woanders hin.

Ich glaube, das war so ein bisschen die Crew, die vielleicht mal im Galander war. Mein Freund Uwe, mein Freund Helge, die auch ab und zu im Hecht sind die beiden, die hier zu so einer Gang gehören, die ich ja auch kennengelernt habe. Mit Claudia noch vielleicht und mit ihrem Freund. Und dann gab es ein paar Leute aus der Leonhardtstraße, die auch bei Régis immer Gast waren. Die kamen. Befreundetes Arztehepaar Christian und Miriam die dann vorbeikamen. Und dann habe ich auch mal meinem Freund Gunther eine WhatsApp geschrieben: „Komm doch mal vorbei mit deiner Frau!“

Wir kamen dann auch mit einer Tüte, ein paar Bierflaschen und am Anfang hat man noch immer so sehr separiert gestanden. Und dann nach einer Flasche Bier hat man es eigentlich vergessen. Und dann standen doch eigentlich alle relativ um die Treppe herum. Und mein Mini Cooper war dann immer die Minibar. Hatten wir dann irgendwie so ein paar Flaschen, Eiswürfel – und Plastikgläser. Weil Régis durfte keine Gläser rausgeben, weil dann hätte er Ärger mit dem Ordnungsamt

gekriegt. Wenn man das identifiziert hätte, dass das seine Gläser waren. Wir mussten also wirklich Flaschen kaufen. Und es gab auch nette Häppchen zu kaufen. Man könnte also sowohl bei Riccardo ein paar italienische Häppchen kaufen, als auch bei Régis ein paar kleine, feine Sachen, die man dann draußen gegessen hat. Wir haben das bis zum Glühweintrinken quasi versucht, durchzuziehen. Gut, wenn es richtig kalt war im Winter, dann hat sich da keiner mehr getroffen, wenn es schlecht war. Aber wir wollten nach diesem Sommer ... Ein bisschen hat uns diese Treppe und das Cornern gerettet.

Da müsste ich jetzt mal überlegen. Ich glaube, ich war nie – und den gibt es jetzt, glaube ich, auch nicht mehr. Ich war nie in diesem ... Ganz am Ende der Leonhardtstraße, ist natürlich ein bisschen weiter weg, in dem Laden glaube ich. Ich glaube, es war in Luxemburger. Bin mir nicht ganz sicher. Da war ich irgendwie nie. Aber jetzt hier würde ich sagen, ich glaube, ich war nie im Albert's. Das ist einfach, ob ich den Durchschnitt der Besucher versauen will. Das würde ich, glaube ich, nicht machen. Aber sonst war ich eigentlich überall mal. Aber ich sage mal, regelmäßig ist man eigentlich eher im Sommer. Da sitzt man in den Läden, die ich da gerade aufgezählt habe.

Natürlich ist das so ein bisschen so ... In Köln sagt man ja immer, die andere Rheinseite, Deutz ist die Schellseck, die schlechte Seite. Das wäre so ein bisschen die schlechte Seite vom Stutt. Aber man merkt ja auch hier, viel renoviert worden. Das verändert sich auch. Also ich finde aber diese ganzen Taschenläden und diese ganzen Läden, die es hier gibt, auch irgendwie spannend. Das finde ich, gehört irgendwie auch dazu. Aber es gibt hier nicht so viel, wo man vielleicht abends wäre oder wo man draußen sitzt. Es gibt hier nicht so was konkretes. Vielleicht holte man sich mal eine Batterie hier bei dem Batterieladen und finde ich auch den Mann, der das macht, klasse. Der das auch schon seit Jahren macht.

Aber es gibt immer weniger so Gründe, auch natürlich hier zu sein. Das, was ganz gut frequentiert ist auf der Seite, ist der Gemüseladen vorne. Der türkische direkt an der Ecke. Und der hat einfach ein gutes Sortiment und tolle Sachen und die sind auch immer alle total nett. Das ist so, finde ich, zum Beispiel eine echte Bereicherung, weil das hatten wir irgendwie nicht. Gott sei Dank gibt es hinten am in der Leonhardtstraße das kleine Lädchen. Aber ab und zu kauft man sogar auch was bei dem russischen Laden auf der anderen Straßenseite, die auch so einen Grill an der Seite haben. Aber da ist es preislich schon ein höheres Segment, wenn man da was einkauft. Aber wenn man am Sonntag was vergessen hat, kann man natürlich auch da hingehen. Aber sonst, gastronomisch oder anders, gibt es jetzt keinen Grund, hier irgendwo hinzugehen auf diesem Teilstück. Ich glaube, die ändert sich auch zusehend, weil natürlich eine ältere Generation, die früher vor

allen Dingen in dem besseren Viertel der Leonhardtstraße und so gewohnt hat, die einfach auf natürliche Weise einfach natürlich verschwindet und durch neue Leute, jüngere Leute oder auch teilweise wahrscheinlich eher gut situierte Familien ersetzt wird. Weil in der Regel dann, wenn solche Wohnungen, weil vielleicht die Vermieter verstorben sind, neu vermietet werden, werden die in der Regel von Hausbesitzern meistens zum doppelten Preis vermietet.

Und dann ändert sich natürlich so eine Struktur. Ich glaube, dass wir schon auch ein bisschen am Stuttgarter Platz, zumindest in der guten Seite, eher eine Situation haben, die eher Wohnraum für Leute mit ein bisschen mehr Geld oder über der Mittelschicht verdienenden Leuten Wohnraum haben. Und damit geht natürlich so ein bisschen das, was ich früher noch mit der Subkultur meinte, geht so ein bisschen verloren, weil wir natürlich eigentlich für die Leute mit einem kleineren Geldbeutel einfach hier keine Chance haben, vielleicht eine Wohnung zu mieten in Zukunft. Und wenn man das so zuende dekliniert, dann würde ich sagen, dann verändert sich natürlich damit auch so ein Viertel. Also ganz schlimm wäre, wenn jetzt auch die kleinen Cafés, die es auch in der Windscheidstraße gibt und so weiter, wenn man irgendwann, wie ähnlich wie in der Bergmannsstraße – weil ich in Kreuzberg da gewohnt habe, kenn ich die Entwicklung der Bergmannsstraße ganz gut. Wenn wir auf einmal nur noch so gemainstreamte Ketten hätten. Das wäre sehr schade. Also das ist so ein bisschen auch so ein Problemviertel noch, aber auch das wird sich wahrscheinlich irgendwann durch so einen Zuzug – Quadratmeterpreiseinnahmen werden auch diese Hausbesitzer wahrscheinlich auf was anderes umstellen.

Da wirst du wahrscheinlich sehen, dass diese ganze Ecke rund den Hecht wird sich wahrscheinlich auch verändern und vielleicht irgendwann auch diese Zeile hier, weil Wohnungen werden benötigt. Das ist immer eine Frage, wie Hausbesitzer dann gegebenenfalls darauf reagieren. Also ich finde, auch die Integration oder Migration gelingt hier nicht immer so optimal. Also wenn, dann hast du diesen Clash, den man sehr stark an dieser Stelle auch merkt. Tja, das wird eigentlich nur funktionieren, wenn städtische Wohnungsbaugesellschaften in solchen Vierteln eben versuchen, auch sozialen Wohnungsbau möglich zu machen. Das fängt an mit Schulen, das fängt an mit Einzugsbereichen. Immer nur dann, wenn du eine Mischung hast, so wie ich das aus meinem Leben erzählt habe, mit dem Glück dieser Künstlerfamilie. Wenn du in deiner Schulklasse nur Leute hast, die einen Migrationshintergrund haben, vielleicht auch zu Hause keinen guten Support kriegen für die Schule. Wenn nicht ein Bildungssystem eine Durchmischung hat, dass man vielleicht auch mal zu anderen Leuten kommen kann, was anderes zu sehen als nur zu Hause, dann weißt du auch gar nicht, dass es was anders gibt. Das wird in der Regel immer zu so einer Art Ghettoisierung. Und das ist sowohl in die eine, als

auch in die andere Richtung schlecht.

Also müsste man eigentlich sehen, dass man auch in solchen Vierteln vielleicht Wohnraum übernimmt. Das ist leichter gesagt als getan, weil die Mittel in der Stadt sind auch natürlich nicht ausreichend. Wir haben die Sparpolitik und wir haben jetzt die Diskussion darum in letzter Zeit ja erlebt. Ich habe ja auch immer mit den Regierenden und diesen Themen zu tun und wir kriegen auch fürs Medienboard die Budgets aus den Ländern und weiß, was da los ist in den Kassen. Aber es wäre eigentlich die einzige Möglichkeit, für niedrigen Wohnmizins zu sorgen, indem man eben auch Wohnungen hat, die an Menschen vermietet werden können, die sich das nicht leisten können. Das wäre vielleicht auch eine Möglichkeit für Leute, die jetzt noch in großen Wohnungen sind. Die den Familien zu überlassen und umgekehrt. Es gibt keinen günstigen Wohnraum und das verändert dann so ein ganzes Viertel. Das ist das Einzige, weil es wird keiner aus karitativen Zwecken heraus machen. Die einzige Möglichkeit ist, das wahrscheinlich staatlich zu steuern.

Das ist doch klar, dass man, so wie ich irgendwann meine allererste Pizza in Unna hatte – nur italienische Gastarbeit, also der nächstgrößere Ort nach Bönen, und dann eine Weile keine Currywurst mehr gegessen hat, weil man die erste Holzofenpizza gegessen hat. Nur mit Tomaten und Mozzarella und ein bisschen Oregano – das war einfach ein Geschmackserlebnis. So ist es auch mit dem ersten Döner oder mit dem ersten arabischen Gericht oder was auch immer gewesen. Ich glaube, über diese Küche, die Vielfalt und all das, was wir alles haben wollen. Aber umgekehrt wollen wir die Kulturen nicht oder den Glauben nicht oder die Diskussion darum... Das ist, finde ich, immer eine beidseitige Befruchtung. Das ist natürlich völlig klar. Und wir haben ja schon eine gewisse Durchmischung, die ist aber nicht so richtig sichtbar hier. Das muss man einfach sagen. Weil ich glaube, die meisten der nächsten Generationen, wo vielleicht ein Migrationshintergrund mit jemand deutschstämmigen vielleicht eine Familie gründet und die nächste genau zu quasi aus beiden Teilen ist. Ob die sich dann immer eine Wohnung hier direkt leisten können. Das ist so ein bisschen fraglich. Also ich habe so ein bisschen das Gefühl, dass wir uns ein bisschen zu sehr in so eine eher... Dass auch der Stutt, besonders in der Seite, in so eine eher elitärere Richtung sich bewegt und das fände ich eigentlich sehr schade. Es ist nicht mehr das, wo ich sage: „Mensch, jetzt bin ich mal in Berlin angekommen. Fühle mich in so einem Viertel zu Hause“.

Also diese Angst, dass das Viertel nicht mehr so ist, das hätte ich schon ein bisschen. Man kann ja gegen dieses Viertel der Windscheidstraße und Leonhardtstraße – das gab es ja immer schon – das ist ja nicht wegzudeklinieren. Ich glaube einfach, die Durchlässigkeit fängt immer mit Miete, Schule und Umfeld und Umgebung an. Und es muss eben vielleicht Restaurants geben. Régis ist jetzt

auch nicht das preiswerteste Restaurant. Jetzt warte mal ab, ob der Rückzug des Steuergeschenk der Mehrwertsteuer für Gastronomie, ob das wieder so kommt und ob das an die Verbraucher abgegeben wird. Das muss man einmal sehen. Aber nicht jeder kann sich bei Régis vielleicht ein Essen leisten. Aber ich glaube, bei Régis kann man sich auf jeden Fall eine Flasche Rosé leisten. Die ist noch für 20 € zu bekommen. Das heißt, es hat auch was damit zu tun, wie teuer und wie das Preisniveau ist. Kann natürlich auch über dem Preisniveau viel machen.

Also es gibt so ein paar, die vielleicht damit zu tun haben, dass man sagt, das waren die, die man schon sehr früh kennengelernt hat, wie Guntbert Warns, der Intendant vom Renaissance Theater, der immer sein Motorrad um die Ecke parkt. Und entweder um die Ecke fährt oder gerade losfährt, mit dem man dann ein kleines Schwätzchen hält. Es gibt die ganzen Leute, die beim Cornern dabei waren, die man wieder sieht. Helga und Uwe, habe ich mal erwähnt. Es gibt auch ein paar Schauspieler, die ich kenne durch meinen Beruf: Samuel Finzi, der gegenüber wohnt. Und dann Claudia Michiel, die sind auch in der Nähe, Ingo Naujoks. So Leute, die auch mal im Caffé sitzen, die man beim Einkaufen trifft.

Aber ich glaube, eigentlich ist das Kollektiv, was es eigentlich eher so ist. Die Leute, die man vielleicht auch beim Cornern in dieser Zeit von Corona kennengelernt hat, die es dann ausmachen. Es sind natürlich, auch Riccardo habe ich erwähnt vorhin mit seinem italienischen Restaurant. So ein bisschen so, man geht die Straße rauf und runter und wird begrüßt. Man kennt die Leute, die arbeiten. Man wird gefragt, wie es einem geht. Man fragt zurück: „Wie geht es denn dir?“. Man kennt sich. Es ist so eine kollektive DNA, die eher den Stutti ausmacht, als das an einer Person festzumachen.

Ich glaube, die hippe Mitte trifft man hier nicht. Ich bin ja oft in der ganzen Stadt unterwegs und ich weiß, wie so ein bisschen das Flair am Prenzlauer Berg ist. Ich weiß aber auch, wie es in Mitte ist. Das findet man hier nicht so. Die ganze Start-up-Szene, die Leute, die mit ihren Laptops in den Cafés sitzen und vielleicht die ganz Jungen, also die neue Generation. Ich glaube, die treibt sich einfach dann doch eher in Kreuzberg oder in anderen Vierteln herum. Die trifft man hier auch nicht, aber wir haben eben auch keine Clubs hier. Wir haben hier nicht irgendwie etwas, was sie vielleicht hier an den Kiez ziehen würde. Ist schon so ein bisschen, wenn man sich das anguckt – auch die ganzen Cafés und alten Läden, Leonhardt und so weiter an der Ecke Windscheidstraße und dann Richtung Leonhardtstraße – da hat man schon so oft das Gefühl, das ist so ein bisschen die Erben der 68er-Generation. Die ist so da, aber junges Blut fehlt so ein bisschen. Das würde mich freuen, bis auf die WG, die ich erwähnte. Das ist so ein bisschen so etwas, wo ich sagen würde, ein bisschen frischer Wind mit neuen Ideen und neuen Initiativen

würde eigentlich fehlen.

Ich glaube, dass man, wenn man nur so darüber geht, den mit einmal nicht erfasst. Und ich glaube, man muss sich auf so einen Platz, auch wenn es eine Straße ist, ein bisschen einlassen.

Man muss einfach vielleicht öfters mal herkommen. Das ist aber, glaube ich, mit vielen Kiezen so, um dann so ein bisschen zu erfassen, wie denn der so tickt. Aber wie du vorhin schon gefragt hast, heuchlerisch habe ich den nicht empfunden. Ich weiß auch nicht genau, was damit gemeint ist, dass jemand sagt, das wäre heuchlerisch. Das erschließt sich mir nicht so ganz. So ein bisschen heuchlerisch ist ja „Wasch mich, aber mach mich nicht nass“.

Also ich glaube, so weit, dass wir uns an diese Subkulturbegegnung nicht mehr erinnern oder dass wir damit gar keinen Kontakt mehr haben, aber so mit offenen Armen sagen: „Ist doch super. Lass doch mal hier alle integrieren und soll alles easy sein“. Also so eine ganz harte Border gibt es, glaube ich, hier nicht. Also das heuchlerisch würde ich eher auf Prenzlauer Berg und andere Viertel beziehen.

Das Interview wurde 2024 im Rahmen von Tutti Stutti
von Vanessa Rodrigues-Vital geführt.

Tutti Stutti ist eine Produktion von Polyrama –
Museum für Lebensgeschichten.

Postproduktion: Ramin Parvin

Transkript: Vanessa Rodrigues-Vital,
Stefanie Höpfner und Happy Scribe.